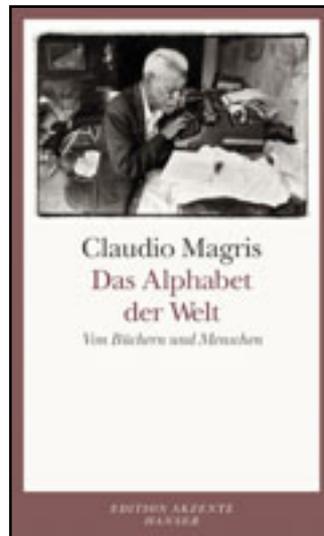


HANSER



Claudio Magris

Das Alphabet der Welt

Von Büchern und Menschen

Übersetzt aus dem Italienischen von Ragni Maria Gschwend

ISBN: 978-3-446-23759-9

Weitere Informationen oder Bestellungen unter

<http://www.hanser-literaturverlage.de/978-3-446-23759-9>

sowie im Buchhandel.

Bücher meines Lebens

Für die Griechen wurde die Welt von einem Strom umflossen, dem Ozean. Für mich ist dieser Strom, der die Erde umschließt, der Ganges, mit dessen gewaltigem Fließen *Die Geheimnisse des schwarzen Dschungels* von Emilio Salgari beginnen, das erste Buch, das ich gelesen habe und das daher für mich irgendwie immer das Buch schlechthin bleibt, meine erste Begegnung mit dem Wort, das die Wirklichkeit enthält und zugleich erfindet. Ehrlich gesagt, habe ich erst mit dem zweiten Teil zu lesen begonnen, da, wo Tremal-Naik, gezwungen, mit den Thugs zusammenzuarbeiten, um die geliebte Ada zu befreien, unter dem Namen Saranguy vortäuscht, sich in den Dienst der Engländer zu stellen. Ich war kurz zuvor sechs Jahre alt geworden, hatte gerade erst lesen gelernt, und den ersten Teil hatte mir, als ich das Alphabet noch nicht entziffern konnte, meine Tante Maria vorgelesen, jeden Tag ein Stückchen.

Ich habe also mit Salgari lesen gelernt, und darüber hinaus sind die Heldentaten von Kammamuri und dem Tiger Darma mit der Stimme verbunden, durch die ich sie gehört habe, mitgerissen von der Geschichte und ohne einen Gedanken an den Autor zu verschwenden – ja, in dem Moment wusste ich gar nicht, dass es einen Autor gab und dass eine Geschichte einen braucht, denn ich war überzeugt, dass sich Geschichten von allein erzählen und dass den Menschen, seien sie Schriftsteller oder nicht, dabei lediglich die Aufgabe zufalle, sie zu wiederholen und weiterzugeben. Seit damals habe ich mir immer irgendwie vorgestellt, dass die Literatur ihrem Wesen nach eine mündliche und anonyme Erzählung sei. Es wäre besser, wenn es die

Autoren gar nicht gäbe oder man sie wenigstens nicht kennen würde, wenn sie immer schon gestorben wären – wie einmal ein kleines Mädchen in Grado zu Biagio Marin sagte – oder aber gezwungen, unerkant und unauffindbar zu bleiben.

Durch Salgaris jungenhafte und unwahrscheinliche Phantasie habe ich die Liebe zur Wirklichkeit gelernt, das Gefühl von der Einheit des Lebens und die Vertrautheit mit der Vielfalt von Völkern, Kulturen, Sitten und Gebräuchen, die anders sind, aber gelebt werden als unterschiedliche Äußerungen des Allgemein-Menschlichen. Ich habe sogar gelernt, dass Schriftsteller die Welt jenseits ihrer eigenen Überzeugungen zeigen, denn von Salgari habe ich nicht die Kriegsbegeisterung mitbekommen, die ihn dann in den zwei Jahrzehnten Faschismus beliebt gemacht hat, sondern vielmehr ein Gefühl für die brüderliche Gleichheit aller Völker dieser Erde, so wie ich später dank Kipling – abgesehen vom Geheimnisvollen und von seiner Epik – die Elefanten und die Hindu-Tempel mehr lieben lernte als die Krone der Königin Viktoria.

Vielleicht hat Salgari mit seinen Übertreibungen, über die wir schon damals schmunzelten, und seinen Saphiren in Nussgröße mich und meine Freunde gelehrt, dass man lächeln und lachen kann über das, was man liebt, doch ohne den hochmütigen Spott, der die Liebe zerstört, sondern mit jener heiteren und zärtlichen Teilnahme, die sie intensiviert. Wie Karl May, sein deutsches Äquivalent, es Ernst Bloch offenbarte, so zeigte uns Salgari, dass das Abenteuer des Geistes die Reise des Individuums ist, das aus sich herausgeht, dem Andersartigen, Fremden begegnet und in dieser Begegnung, die es mit der Welt vertraut macht, zu sich selbst findet. Auf diesem Weg sollten für mich noch viele weitere Lektüren folgen: Dumas, London, Stevenson.

Zusammen mit Salgari gab es sofort eine Menge Bücher, prägende Lektüren, deren Liste meine Kennkarte ist. Die Hundebücher meines Vaters zum Beispiel, eines passionierten Kynologen, die ich las und zusammenfasste; eine Enzyklopädie, aus der ich – keine Ahnung, warum – die Liste der Friedensverträge abschrieb, die in den verschiedenen Jahrhunderten zwischen Frankreich und Spanien geschlossen worden waren, eine trockene und zugleich faszinierende Abfolge von Namen: Vertrag von Oviedo, von Pamplona, von Perpignan ... Ich glaube, dass sich in diesem Abschreiben bereits jene kompilatorische Leidenschaft zeigte, jener Wunsch, die Wirklichkeit zu ordnen und zu klassifizieren, der mich später dazu veranlasste, mich mit den Musils und den Svevos zu beschäftigen, mit jener großen Literatur, die versucht, das Leben zu katalogisieren, und die zeigt, wie es durch die Maschen einer jeden Klassifizierung schlüpft, aber nur denjenigen etwas von seinem anarchischen und undurchschaubaren Sinn erkennen lässt, der versucht, es auf eine Ordnung zurückzuführen.

Ein paar Jahre später, als ich Stunden im Hinterzimmer einer Triester Buchhandlung verbrachte, deren Besitzer stets seine Baskenmütze auf dem Kopf behielt, stöberte ich in Büchern herum, die zum Teil schon vierzig oder fünfzig Jahre zuvor verlegt worden waren, und las vor allem Texte jener »Bibliothek der Völker«, die 1911 Slataper begeistert hatte: das sanskritische *Mahābhārata* und *Rāmāyana*, das finnische *Kalevala*, dann die *Edda*, das *Nibelungenlied*, die altnordischen Sagas, die großen Epen, die von der Erschaffung der Welt erzählen, vom Kampf zwischen Gut und Böse und von den Wertvorstellungen einer Kultur. Herder, der große und so oft verleumdete Aufklärer, Freund und Rivale Goethes, lehrte mich, in der Literatur, vor allem in

den großen Nationalepen, die Geschichtsschreibung der Menschheit zu sehen, von der jede Nation, so wie jedes Blatt eines Baumes, ein bedeutender Moment ist.

Ich begann zu begreifen, dass, um den Stimmen dieses Geistes über den Wassern zu lauschen, die strengste und genaueste Philologie notwendig war, von der ich – in den Übersetzungen, den Anmerkungen und Kommentaren – großartige Beispiele fand. Es gab sehr viel Dilettantismus bei diesen Lektüren ohne Kenntnis der Originaltexte, aber es gab auch das Bewusstsein von Dilettantismus, das die Voraussetzung bildet, um die Wissenschaft von ihrer redlichen Verbreitung und von ihrer verfälschenden Popularisierung zu unterscheiden. Seit damals habe ich gelernt, die *Kritik der reinen Vernunft* entweder im Original zu lesen oder in einer gut gemachten Schulbuch-Zusammenfassung, die nicht vortäuscht, Kant zu ersetzen, aber nicht diese anmaßenden Bände, die – komplizierter als Kant und weniger stringent als eine klare Zusammenfassung – dem Leser vorgaukeln, er würde auf hundert Seiten verpackt etwas Wesentliches lernen, wobei er sich nicht anstrengen muss und die Demut dessen verlernt, der weiß, dass er wenig weiß.

Diese Texte vermittelten mir das Gefühl für Geschichte und für den moralischen Wert, der sich in ihr verwirklicht und sie dennoch transzendiert, die Zeit überwindet und dennoch in ihr lebt, so wie das Wort, das Fleisch wird. An dieser Stelle sollte ich von den Büchern sprechen, die in mir eine unauslöschliche Spur hinterlassen haben, die zum eigentlichen Weg wurden, die Welt sowie die Beziehung zwischen Leben und Wahrheit zu empfinden, die manchmal zusammenpassen wie die zwei Seiten einer Medaille und manchmal im Gegensatz zueinander zu stehen scheinen: die *Ilias*, die *Odyssee* – das Buch der Bücher, in dem bereits alles enthalten ist, die Sirenen, aber auch die Figuren

Svevos, die ihre Untauglichkeit vergessen, um dem Sirenengesang zu lauschen und sich ihm zu stellen –, die griechischen Tragödiendichter, Shakespeare, der den tiefsten Wesensgrund enthüllt, die Reden Buddhas und die Parabeln Zhuangzis; allen voran aber das Alte und das Neue Testament, nach deren Lektüre man keinen Fürsten dieser Welt mehr fürchtet, sondern begreift, dass der geringste Stein, jenen, den die Bauleute verworfen haben, zum Eckstein geworden ist.

Aber Bücher wie diese kann man nicht einfach aufzählen; ja, auch bloß ihren Namen zu nennen, erscheint als ein Mangel an Zurückhaltung. Fast das Gleiche gilt für die Dichter, Dichter, die ich so viel gelesen und über die ich nie geschrieben habe: für Lukrez und für Leopardi, für Dante und für den Dante der Moderne, nämlich Baudelaire, mit seinen Kreisen des Bösen, die man durchwandert, indem man sich dem Leben hingibt und zugleich ein Urteil über das Leben fällt; für die griechische und die chinesische Lyrik, das eine oder andere Gedicht von Goethe oder Eichendorff, für ein paar rauhe Balladen von Brecht oder ein paar begnadete Verse von Saba, ein paar Spirituals oder ein paar Blues. Es gab einen fundamentalen Ansatz, den ich den großen Epikern verdanke, vor allem Tolstoi, sehr viel Tolstoi, aber auch Melville, Guimarães Rosa, Faulkner, Sábato, Nievo, Autoren, für die die Existenz, trotz aller Zerreißungen einen Sinn hat, eine Einheit. Aber andere, ebenso geliebte – an erster Stelle Ibsen und Kafka – haben mir das Gegenteil enthüllt, das Ungenügen oder das Irreale des Daseins, die Schwierigkeit und die Unnatürlichkeit oder Unmöglichkeit des Lebens, die Odyssee des Individuums, das nicht heimkehrt, sondern sich verirrt und sich auflöst, indem es die Torheit der Welt und die Unerträglichkeit des Seins erfährt. Odysseus wird zu dem Pascolis,

der seine Odyssee nicht mehr findet. So stellte man Tolstois großem, starken und guten Pierre Besuchow Dostojewskis Menschen aus dem Kellerloch gegenüber oder Kafkas Gregor Samsa, der in ein widerliches Insekt verwandelt wurde, oder die Figuren der absoluten Verweigerung: den Schreiber Bartleby von Melville, der nur nein sagen kann, oder Hawthornes Wakefield, der die Leere und Gleichgültigkeit allem gegenüber ausprobiert – und die Stimmen anderer Verzweifelter und Ausgestoßener, die von Schmerz und Qualen künden, von Teilnahmslosigkeit und von einem so tiefen, unermesslichen Leiden, dass es dafür weder Hilfe noch Befreiung zu geben scheint und keine Erlösung durch irgendeine Synthese oder irgendeine höhere Vision. Vielleicht habe ich mich später deshalb mit jenen großen Schriftstellern beschäftigt, die das Unbehagen der Existenz und der Geschichte so intensiv erlebt haben, dass sie sich, gleichsam in selbstzerstörerischer und schuldhafter Sühne, zu deren finsternen und in die Irre gehenden Komplizen machten, so wie Céline oder Hamsun.

In der Literatur sind viele Wohnungen, und man braucht nicht ideologisch zwischen gegensätzlichen Stimmen zu wählen; man kann, ja, man muß gleichzeitig an Tolstois Zuversicht und an Oblomows Trägheit glauben. Die ganz großen Schriftsteller sind jene, deren Blickwinkel dreihundertsechzig Grad umfasst. Manchmal frage ich mich, auf welcher Seite ich stehe, ob meine Geschichte die ist, die in *Krieg und Frieden* erzählt wird, oder die von Kafkas *Verwandlung* oder aber die aus Canettis *Blendung*. Vielleicht ist meine literarische Odyssee die, welche die Reise ins Nichts und zurück beschreibt; vielleicht sind deswegen die Schriftsteller, die mich das meiste gelehrt haben, jene, die ihre unparteiische Stimme den unterschiedlichsten Instrumenten und den entgegengesetztesten Leidenschaften verleihen,

dem Glauben und dem Nichts – wie Isaac Bashevis Singer, ohne den ich ein anderer wäre, als ich bin.

Sicher habe ich deswegen auch die großen Humoristen wie Dickens und Goldoni gelesen und so geliebt, und ganz besonders Cervantes und Sterne, dessen Lachen, dessen Lächeln und dessen Ironie aus der Entzauberung und aus dem Wissen um die Tragik entstehen und durch die Desillusion und die Brüderlichkeit und die Liebe zum Vorschein kommen. Nicht zu Unrecht hat Dostojewski behauptet, der *Don Quijote* würde genügen, um die Menschheit zu rechtfertigen. Auch der Furor und die grimmige Satire Gaddas – jenes italienischen Autors des 20. Jahrhunderts, der für mich, nach Svevo, am wichtigsten war – ermöglichen die Liebe zur Bescheidenheit und zur Mühsal des Lebens.

Entzauberung und Enttäuschung leugnen nicht, sondern filtern wie durch ein Sieb die schwammigen Lügen, die sentimentale Rhetorik, den Herzensbrei, mit dem man die anderen so gerne täuscht und sich selbst betrügt: Das ist vielleicht ein gemeinsames Zeichen der Bücher, die, indem sie die Leere, auf der die Realität basiert, und den Flitter, mit dem man das verbergen will, entlarven, uns helfen, furchtlos in diese Leere zu blicken und auch die Liebe zu entdecken, die trotz dieses Abgrunds vorhanden ist. Solche Bücher waren für mich *Der Mann ohne Eigenschaften* von Musil, *Gefährliche Liebschaften* von Laclos, *L'Éducation sentimentale* von Flaubert, jenes Buch über das Nichts, das wie das Fließen des Lebens ist; und Svevos *Zeno Cosini*, eine moderne Odyssee par excellence, eine ironische, ausweichende, abgründige Begegnung mit dem Nichts.

Ich sollte auch von den Essays sprechen, die – wie jene des jungen Lukács – mir die zerfallene Totalität der Welt erklärten; von dem Buch Michelstaedters, das den Nihilis-

mus eines Lebens zeigt, welches die Gegenwart verneint, indem es sich in einer ständigen Aktivität verliert und sich wie besessen auf die Zukunft stürzt; oder von den Abhandlungen Max Webers, die die moralische Klarheit lehren, zu unterscheiden zwischen dem, was man beweisen und dem, was man aufzeigen kann, zwischen dem, was Gegenstand der Wissenschaft und dem, was Gegenstand des Glaubens ist. Wenn alle die Schriften Webers über Wissenschaft, Politik und Beruf gelesen hätten, gäbe es vielleicht weniger Amtsmissbrauch in schrecklichem und stumpfsinnigem »guten Glauben«, ohne dass man sich dessen bewusst wird.

Doch ich sollte nicht allein von Büchern sprechen, sondern auch von Fragmenten, Grabinschriften oder was sich an Wirtshauswänden findet: Kritzeleien, die mich, um es mit Kafka zu sagen, wie ein Faustschlag getroffen haben. Eine Figur bei Borges, die Landschaften malt, bemerkt am Ende, dass sie das eigene Gesicht gezeichnet hat, und das Gleiche geschieht dem, der über Bücher spricht. Doch das Ganze ist, wie man weiß, nicht die Summe der Teile, und das vollständige Porträt ist auch in diesem Fall den einzelnen Linien weit unterlegen.

Eine weitere große Begegnung ist die Autobiographie von Black Elk, dem Sioux-Indianer. Es ist die Lebensgeschichte eines Menschen, der wirklich in der Totalität des Lebens verwurzelt ist, der von der Höhe eines Hügels auf sein Leben blickt, der denkt – und sagt –, leben bedeute, alles, was grün ist, zu lieben. Doch in diesem Buch spricht er auch von einer Figur, von Crazy Horse, dem berühmten Indianer, der von den amerikanischen Soldaten getötet wurde, nachdem er sich ergeben hatte, der nachts im Indianerlager allein herumspaziert, und man begreift, dass er ein unruhiger Mensch ist, ein Mensch, der fehl am Platz ist, fremd dem harmonischen Lebensgefühl von Black Elk. Ich

weiß nicht, ob Black Elk Crazy Horse, auch wenn er ihn noch so wunderbar beschrieb, verstehen konnte, oder ob vielleicht Crazy Horse leichter Black Elk verstehen konnte. Ich halte es fast für wahrscheinlicher, dass Crazy Horse, dieser Hamlet, der versehentlich unter die Rothäute geraten ist, so wie Saul ins Alte Testament, Black Elk, seinen Stammesbruder und literarischen Schöpfer, verstehen könnte als umgekehrt. Aber ich bin mir nicht sicher.

In China fragte mich einmal eine Studentin der Universität von Xi'an, was beim Schreiben verloren gehe. Eine schwierige, kafkaeske Frage. Und beim Lesen? Borges hat einmal gesagt, er überlasse es anderen, sich der Bücher zu rühmen, die sie geschrieben hätten; sein Ruhm gelte vielmehr den Büchern, die er gelesen habe.

Ich bin nur der Bruder

Es ist ein paar Jahre her, da befand sich bei einer Hochzeitsfeier in Triest unter den Gästen der Bruder von Che Guevara, Ramon, Sohn desselben Vaters und einer anderen Mutter; vor allem aber erst nach dem Tod des legendären Che geboren und natürlich genervt, für alle immer nur der Bruder eines Mythos zu sein, den er noch nicht einmal gekannt hatte. Was konnte für ihn diese enge und zugleich abstrakte Verwandtschaft bedeuten, dieser so lebendige Tote, der ihn beinahe nur noch zu seinem Schatten machte? Auch er hätte, wie Serse Coppi, wenn sich ihm die Fans des berühmten Radrennfahrers Fausto Coppi näherten, sagen können: »Ich bin nur der Bruder«.

Dieses Triestiner Fest hätte eines der kurzen, fulminanten Kapitel des wunderbaren Buches von Franco Bungaro und Vincenzo Jacomuzzi sein können: Unter dem Titel *Sie wissen nicht, wer mein Bruder ist!* versammelt der Band – wie es im Untertitel heißt – Geschichten von Schwestern und Brüdern, von Dante bis Hitler. Darin findet sich auch der zitierte Satz von Serse Coppi, der etwas von Borges' Melancholie der Gelehrsamkeit und des Schattens hat und zugleich eine von Humor durchdrungene epische Frische, eine Symbiose von Gelächter und Schwermut à la *Spoon River*. Beziehungen unter Geschwistern sind per se eine fundamentale und widersprüchliche Modalität der Existenz. Die *Antigone* von Sophokles – zusammen mit dem Evangelium vielleicht der Text, der am tiefsten in den Abgrund des Menschlichen vorstößt – beginnt mit einem vom Dichter erfundenen Wort, welches das Schwestersein, »das Gemeinsamschwesterliche« als radikales Verhältnis bezeich-

net. »Bruder« lautet der christliche Terminus schlechthin, um die Liebe und die Gemeinsamkeit des Schicksals zum Ausdruck zu bringen, doch die heilige wie auch die weltliche Geschichte beginnen, zumindest in unserer Kultur, mit einem Brudermord: Kain und Abel, Romulus und Remus.

In der Zeit seiner leidenschaftlichen Beschäftigung mit Freud sah es Umberto Saba für ein schlechtes Zeichen an, dass am mythischen Ursprung der Italiener ein selbstzerstörerischer Brudermord und nicht die befreiende Tötung des Vaters stehe, aber er hatte Unrecht, denn der Brudermord ist, im wörtlichen wie im übertragenen Sinn, universaler als der Vatermord, und die Brüderlichkeit müssen die Menschen erst noch lernen. Das »Brüderliche« und das »Schwesterliche« sind immer vielschichtig und schließen, wie die beiden oben genannten Autoren schreiben, »bisweilen enge Zuneigung oder tiefen Groll mit ein, manchmal auch völlige Gleichgültigkeit«. Kompliziert werden können die Dinge, wenn große Unterschiede an Erfolg, Begabung und Status hinzukommen; wenn man einen Bruder hat, der Napoleon Bonaparte heißt oder Ludwig van Beethoven, Al Capone, Louis XIV., Adolf Hitler, Marcel Proust; wenn das in jeder menschlichen Beziehung schlummernde Konfliktpotential (im Fall von Geschwistern einerseits gebändigt, andererseits aber durch die familiäre Verstrickung auch gesteigert) noch verschärft wird durch eine reale oder beanspruchte, jedenfalls aber zur Schau gestellte Überlegenheit des einen über den anderen. Dann ist es, wie Stanislaus Joyce schrieb (der freilich von James sehr schlecht für seine Großzügigkeit belohnt wurde), »schrecklich, einen intelligenteren älteren Bruder zu haben; nur selten wird mir ein wenig Originalität zugestanden.«

Und dieser ungleichen und oft ungerechten Beziehung – denn wie lautet der furchtbare Satz in der Bibel?

»Wer da hat, dem wird gegeben werden, und wer nicht hat, von dem wird man auch das nehmen, was er hat« – haben Bungaro und Jacomuzzi ihr Buch gewidmet, das leicht lesbar und doch profund ist, knapp und episch wie eine Reihe von Gedenktafeln. In diesem Konzentrat des Menschlichen, wie es die Beziehung unter Geschwistern ist, kommen alle Ungleichheiten und Gegensätzlichkeiten der Menschheit zum Vorschein. Die Niederträchtigkeit Beethovens, die Solidarität von Sidney und Charlie Chaplin, die völlige Unbekanntheit von Frédéric Rimbaud gemessen an seinem Bruder Arthur, die anfängliche Kälte zwischen dem Caudillo Franco und seinem zunächst antiklerikalen und linken Bruder Ramón, aus der dann doch Komplizenschaft wurde, die entgegengesetzten politischen Wege des kommunistischen Gramsci und seines faschistischen Bruders oder die von Giovanni Pirelli, der gegen das kapitalistische System revoltierte; Albert Göring, Bruder von Hermann Göring und vielleicht Sohn eines Juden; die häufige Pflichtvergessenheit der Berühmten gegenüber den Unbekannten, was oft bis zur Grausamkeit oder zum Verbrechen führt, wenn es um Geld oder politische Macht geht. Allerdings war das Verhältnis zwischen Benito und Arnaldo Mussolini eines der wirklich brüderlichen, obwohl Arnaldo nach der Ermordung Matteottis öffentlich den Zweifel geäußert hatte, ob das Gewissen seines Bruders, des Auftraggebers, rein sein könne.

Die Familie kann eine wirkliche Heimat sein oder eine bleierne Hölle. Die »feindlichen Brüder« sind ein immer wiederkehrendes Thema in der Literatur, von Eteokles und Polyneikes oder Atreus und Thyestes bis zum Sturm und Drang, bis zu den *Zwei Brüdern* von Luca Doninelli oder zu den *Zwei Schwestern aus gutem Hause* von Isabella Bossi Fedrigotti, um nur einige Beispiele aus einer langen,

zunehmenden Strömung zu nennen, bis hin zu Giovanna Ioli mit ihrem »Bordbuch« *A giro* [Auf Umseglung]: verstörenden Berichten von bezaubernden, fast in der Luft über dem Meer schwebenden Inseln und von dunklen Strudeln schwesterlicher Beziehungen. Unter den anonymen Geschwistern, die dem objektiven Machtmissbrauch der Ungleichheit unterworfen sind, gibt es die, welche darunter leiden, die, welche sich im Groll verzehren, und die, welche eine unglaubliche Großzügigkeit und zugleich eine völlige Freiheit von sämtlichen Komplexen an den Tag legen, wie zum Beispiel Mathieu Dreyfus, der seinem verfolgten Bruder unermüdlich half und dabei in seinem Gefühls- und Berufsleben absolut stabil und unabhängig war. Die mieseste Figur ist der streng religiöse Paul Claudel (samt seiner katholischen Familie): mit unglaublicher moralistischer Grausamkeit wurde seine Schwester Camille, eine hochbegabte, äußerst fragile Bildhauerin und die Geliebte von Rodin, vom berühmten und frommen Bruder und seiner Familie brutal ins Irrenhaus gesperrt, um ihr unziemliches Verhalten zu vertuschen.

Sobald die Schwestern ins Spiel kommen, kompliziert sich die Beziehung noch mehr aufgrund der traditionellen Unterordnung der Frau, ein Thema, das von Rita Calabrese und Eleonora Chiavetta in einem vor ein paar Jahren erschienenen Buch behandelt wurde, *Della stessa madre, dello stesso padre* [Von derselben Mutter, demselben Vater], und in dem es um das Schicksal von »dreizehn Schwestern von Genies« geht. Auch hier sind, wie im Buch von Bungaro und Jacomuzzi, die Fälle ganz unterschiedlich: Es gibt die liebevolle und komplizenhafte Beziehung zwischen Catherine Deneuve und ihrer Schwester Françoise, zwischen Kafka und Otlila oder zwischen Rita Levi-Montalcini und Paola; das innige Verhältnis zwischen Leopardi und Pao-

lina und das zu innige zwischen Pascoli und Maria; und dann die regelrechte erotische Beziehung zwischen Lord Byron und Augusta Mary. Manchmal kehrt sich die Situation auch um wie im Fall Nietzsche: Da ist es die herrische Schwester Elisabeth, die sich Macht anmaßt über ein Genie wie ihren Bruder.

Im allgemeinen sind es jedoch die Schwestern, die den kürzeren ziehen: von den Brüdern selbst ihrer Kreativität beraubt, wie Dorothy Wordsworth oder Fanny Mendelssohn, schwermütig geworden in deren Schatten wie Cornelia Goethe oder wie Ulrike von Kleist, der ihr Bruder das Recht, nicht zu heiraten, verweigert, es aber für sich selbst in Anspruch nimmt. »Von dem Geschlecht, das von Natur aus den zweiten Platz in der Reihe der Geschöpfe einnimmt«, sagt Kleist zu Ulrike beziehungsweise zu den Frauen und damit den Schwestern, verlangt man eine »pylaidische« Freundschaft, wie die des Pylades, des Freundes, der für Orest nur ein Helfer, eine Stütze ist. Berührend in ihrer immer zurückgezogenen und nie kompromittierten Eigenständigkeit ist Paula Hitler, wenn sie von Adolf sagt: »Bitte vergessen Sie nicht, er war doch mein Bruder.«

Das Buch von Bungaro und Jacomuzzi ist eine Fundgrube für potentielle Romane, deren Figuren manchmal nur so strotzen von heldenhaften und abenteuerlichen Details, so wie Frank James, Bruder von Jesse und wie er Bandit, der als Pförtner endet, zuständig dafür, bei den Besuchern der elterlichen Farm Eintrittsgeld zu kassieren (»Er riss Billetts ab bis zu seinem Tod am 18. Februar 1915«), oder Alois jr. Hitler, der am Ende sein Leben damit fristete, dass er gegen Bezahlung Postkarten mit dem Bild des verstorbenen Adolf signierte.

Auch Ramon Guevara hätte an jenem Abend sagen können, »Sie wissen nicht, wer mein Bruder ist«, obwohl er kei-

neswegs so aussah, als hätte er das sagen wollen. Aber einen noch tieferen Grund, diese Worte zu sagen, hätte Elvis Presley, der König des Rock'n Roll, gehabt, wenn er an seinen Zwillingbruder Jesse Garon dachte, der am Tag seiner Geburt starb und unter einem namenlosen Stein begraben wurde. Der geheimnisvollste, der größte, der, von dem wir wissen möchten, was er in seinem so kurzen Leben gewesen war, das aber nicht weniger würdig war als das längere von Elvis, ist dieser Bruder, allen unbekannt und irgendwie Bruder von allen. Dieses sind meine Brüder und meine Schwestern, sagt Jesus und weist auf Menschen, die ihm durch Freundschaft und geistige Verwandtschaft verbunden sind, nicht durch die Fesseln des Blutes.

Corriere della Sera, 15.10.2007